



Eine Christliche Theorie der Gerechtigkeit

Elke Mack: *Eine Christliche Theorie der Gerechtigkeit*, Baden-Baden: Nomos 2015; 232 S. brosch.; ISBN 978-8487-1975-4.

Die beiden Anliegen, die Elke Mack verfolgt, klingen im Titel ihres Buches deutlich an: Sie möchte eine möglichst umfassende Theorie der Gerechtigkeit vorlegen, die an die großen Gerechtigkeitstheorien der Moderne und der Gegenwart anknüpft – natürlich erinnert der Titel an John Rawls' „Eine Theorie der Gerechtigkeit“ –, und sie möchte ein „christliches Proprium“ verteidigen, das einen „theoretischen Mehrwert“ christlicher Gerechtigkeit begründet – weshalb der Titel um ein (groß geschriebenes) „Christliche“ ergänzt ist. Freilich „verbleiben Differenzen in der Methode christlicher Ethik und säkularer politischer Philosophie“, beispielsweise im Hinblick auf die Fragen, „ob normative Gerechtigkeitstheorie freistehend sein kann oder nicht, oder inwieweit religiöse Gewissheiten wie die Existenz Gottes eine Rolle spielen dürfen“ (S. 10). Der Mehrwert einer Christlichen Theorie der Gerechtigkeit liege darin, dass die christliche Ethik die Gerechtigkeitstheorie „epistemisch erhärtet, lebensweltlich einbettet, sie weltanschaulich rekonstruiert und theologisch an einen unbedingten, unverfügbaren Kern zurückbindet“ (S. 7).

Durchgeführt wird diese Christliche Theorie der Gerechtigkeit in vier Kapiteln. Im ersten Kapitel wird ein „[e]rhöhter Gerechtigkeitsbedarf pluraler Gesellschaften weltweit“ reklamiert (S. 13–39). Begründet wird dieser erhöhte Gerechtigkeitsbedarf vor allem mit globaler Ungerechtigkeit, womit vor allem stark ungleiche Lebensbedingungen gemeint sind. Genau dieser Aspekt wird dann in



zwei Richtungen ausführlich entfaltet: zum einen in Richtung der Frage, ob Gerechtigkeit relativ oder universal sei, zum anderen in Richtung einer Verteidigung der „Gleichheit als Bedingung der Gerechtigkeit“ (S. 26). Beide Fragen werden im Wesentlichen mit dem Hinweis auf ein universales Gerechtigkeitsempfinden beantwortet; gerade in der Ablehnung extremer Ungleichheit liegt demnach ein universaler Gehalt des Gerechtigkeitsbegriffs. Nicht deutlich wird an dieser Stelle die Bedeutung des *christlichen* Gerechtigkeitsverständnisses, das ja keineswegs als durchgängig egalitistisch bezeichnet werden kann. Auch scheint Macks Vorstellung von Gleichheit relativ starke Ungleichheiten zuzulassen und eher auf Leistungsgerechtigkeit und Chancengleichheit zu zielen als auf Verteilungsgerechtigkeit. Jedenfalls werden gegen einen „auf den ersten Blick [...] dem intuitiven Gleichheitsanspruch entsprechende[n]... expansive[n]... Wohl-

fahrtsstaat“ Bedenken hinsichtlich der „langfristigen kontraproduktiven Wirkungen auf ökonomisches Wachstum“ gegenübergestellt, die „von den einzelnen Nutznießern zumeist nicht mitbedacht werden“ (S. 34f.). Überhaupt lasse sich in „den letzten Jahrzehnten [...] in westlichen, kontinentaleuropäischen Ländern eine Schwerpunktverlagerung in der Wertschätzung, weg vom Kriterium der Leistungsgerechtigkeit hin zu einer egalitären Verteilungsgerechtigkeit, also dem approximativen Anspruch einer Gleichverteilung, beobachten“ (S. 35). Angesichts der tatsächlichen Entwicklung der Vermögens- und Einkommensverteilung einerseits und der Entwicklung etwa des deutschen Sozialstaats (Agenda 2010, ALG II, prekäre Beschäftigungsverhältnisse etc.) andererseits ist der Rezensent von dieser Diagnose überrascht. Man mag ja all diese Entwicklungen begrüßen; Ausdruck eines überbordenden sozialpolitischen Egalitarismus sind sie aber gewiss nicht. Wichtig ist dagegen der an dieser und an vielen anderen Stellen des Buches mit Nachdruck vorgetragene Hinweis auf die *globale* Ungleichverteilungen von Gütern und Chancen. Dieser Gesichtspunkt wird später im dritten Kapitel ausführlich erörtert.

Im zweiten Kapitel entfaltet die Verfasserin die „Moraltheorie einer christlichen Gerechtigkeitsethik“ (S. 41), indem sie sich einerseits kritisch mit der christlichen Tradition auseinandersetzt und andererseits hervorhebt, dass „das Christentum, mehr als manch andere Weltreligionen, die Vernünftigkeit seiner Normierungen seit der Scholastik beständig reflektiert“ habe (S. 44). Angemahnt wird (dennoch) ein „Reformbedarf des Naturrechts“ (S. 44), der freilich in einem „Vorschlag für ein reformiertes



Naturrecht" (S. 46) mündet. Für unbedarfte Leser wie den Rezensenten wären an dieser Stelle klarere Konturen und schärfere Abgrenzungen der verschiedenen erwähnten Naturrechtstraditionen hilfreich gewesen. Dass der zustimmend erwähnte Capabilities approach von Martha Nussbaum *irgendetwas* mit dem Naturrecht, mit dem Benedikt XVI. in seiner Zeit als Präfekt der Glaubenskongregation (also jedenfalls deutlich „in den Jahren nach dem Konzil“; S. 46) etwa gegen die rechtliche Anerkennung homosexueller Partnerschaften zu Felde gezogen ist, zu tun hat, erscheint nämlich mehr als fraglich. An welche dieser Traditionen schließt Mack nun genau an, wenn sie als „eigentliche Zielsetzung“ eine christliche Ethik formulieren möchte, „die für alle Menschen guten Willens konsens-

fähig ist, ohne einer *Diktatur des Relativismus* zu verfallen und ihr die globalen rechtsethischen Übereinstimmungen in legitimer Pluralität gegenüberzustellen“ (S. 91)? Das „Wagnis“ einer Christlichen Gerechtigkeitstheorie sei „ein fundamentalethisches Projekt, das belegt, dass christliche Theologie modernitätsfähig ist und die Zeichen der Zeit aufgreift, ohne ihr Proprium aufzugeben, das in liebevoller Annahme und gerechter Interaktion unter allen Mitgliedern der Menschheit besteht“ (S. 91). Aber: Ist *das* wirklich das christliche Proprium? Ähnliche Fragen stellen sich, wenn am Ende des (kurzen, zusammenfassenden) vierten Kapitels noch einmal ein Plädoyer für eine „Christliche Theorie der Gerechtigkeit als substantiellen Beitrag zu einer kosmopolitischen, pluralismus-

fähigen, aber normativen Universal-moral“ formuliert wird (S. 176). „In Analogie zum ‚consensus fidelium‘ werden Liebe und Gerechtigkeit auf diese Weise zu konstitutiven Elementen einer interpersonal gewendeten personal-naturrechtlichen *und* gerechtigkeits-theoretischen christlichen Ethik, welche die theologische Bestimmung der Menschenfamilie zu Liebe und Gerechtigkeit zum Programm hat.“ (S. 176)

Es ist unbedingt zu begrüßen, dass Akteure der christlichen Sozialethik das Wagnis und die Mühe auf sich nehmen, eine umfassende Gerechtigkeitskonzeption zu entwickeln. Dass eine solche Konzeption streitbar ist und insofern auch Angriffsflächen für Rückfragen bietet, liegt in der Natur der Sache.

Christian Spieß, Linz

Nachhaltig wirtschaften – gerecht teilen

Stefan Federbusch: *Nachhaltig wirtschaften – gerecht teilen (Franziskanische Akzente 8)*, Würzburg: Echter Verlag 2015, 112 S., ISBN/EAN: 9783429037826.

Stefan Federbusch gelingt mit *Nachhaltig wirtschaften – gerecht teilen* eine ausführliche Darstellung der Debatte um ein post-kapitalistisches, solidarökonomisches Wirtschaftssystem. Gleichzeitig sucht Federbusch hierzu Anknüpfungspunkte aus biblischer, insbesondere aber auch franziskanischer Perspektive. So wird deutlich, dass sich die von ihm dargestellte Systemkritik aus vielen Motiven der Heiligen Schrift und franziskanischer Spiritualität heraus begründen lässt. Federbusch gliedert seine Darstellung und Kritik in vier Teile: Zwei Analyseteile zum „Guten Leben“ einerseits und zur monetären Ökonomie andererseits folgt eine Rezeption franziskanischer Kapitalismuskritik, bei der Federbusch insbesondere auch auf die Positionen von Papst Franziskus Bezug nimmt. In einem vierten Kapitel entwirft der Autor Perspektiven für eine „Solidarische Ökonomie“, die auf diesen Positionen aufbau-



en, indem er die verschiedenen bestehenden Ansätze aus der Sicht christlicher, franziskanischer Ethik und Spiritualität reflektiert.

Von Beginn an wird deutlich, dass dem Autor die dargestellte Systemkritik ein persönliches Anliegen ist, von dem er die Leserinnen und Leser durch seine Ana-

lyse zu überzeugen versucht. Gerade in den ersten Teilen des Buches leidet deren Schärfe allerdings recht stark unter dieser expliziten Positionierung des Autors, die den neutralen Zugang zu den dargestellten, offenkundigen Problemen an der einen oder anderen Stelle behindert. Hinzu kommt, dass der Autor für viele der von ihm vertretenen Thesen kaum oder gar keine Belege anführt. Dies mag allerdings dem populärwissenschaftlichen, impulshaften Charakter des vorliegenden Buches geschuldet sein. Wenngleich Federbusch nur wenige neue Vorschläge zur Gestaltung eines post-kapitalistischen Wirtschaftssystems einzubringen vermag, stellt sein Impuls doch eine beachtenswerte Orientierung innerhalb der laufenden Debatte zu diesem Thema dar. Die Anknüpfung bestehender Probleme und ihrer Lösungsansätze an die christlich-franziskanische Ethik und Spiritualität liefert einen neuen, bisher wenig besprochenen Zugang zum wirtschaftsethischen Feld der Postwachstumsökonomie, von dem Leserinnen und Leser verschiedenster Hintergründe profitieren können.

Nils Stockmann, Münster

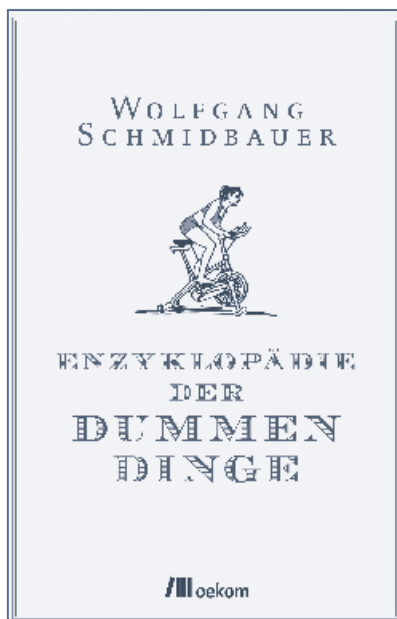
📶 *Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach*

Wolfgang Schmidbauer: *Enzyklopädie der Dummen Dinge*. München: oekom-Verlag 2015, 233 S., ISBN 978-3-86581-732-7.

Karen Hamann, Anna Baumann, Daniel Löschinger: *Psychologie im Umweltschutz. Handbuch zur Förderung nachhaltigen Handelns*. München: oekom-Verlag 2016, 137 S., ISBN 978-3-86581-799-0 (ab 2017 als kostenfreier Download).

Das Bibelzitat kommt in keinem der beiden Bücher vor, handelt es sich doch um sozial- und kommunikationspsychologische Abhandlungen. Aber die synoptische Passionsszene kommt unweigerlich in den Sinn und will nicht mehr weichen. Alles ist zutiefst menschlich. Oder nur Gewohnheit? Oder Bequemlichkeit?

Die drei Autoren des Handbuchs „Psychologie im Umweltschutz“ beschäftigen sich mit niedrigschwelligen Angeboten, die es Menschen erleichtern, sich umweltschützend zu verhalten. Dabei unterscheiden sie in ihren konkreten Zugängen zwischen schon Engagierten und den noch zu motivierenden Menschen. Es ist kein reines Methodenbuch. Undogmatisch erklärend, frei von Bevormundungen geht es immer wieder um die persönliche Verantwortung im Rahmen der Selbstwirksamkeit. Entstanden ist das Buch aus Arbeit des Vereins „Psychologie im Umweltschutz“ (www.ipu-ev.de). Also aus einer Bottom-up-Initiative, wenn man so will. Es bietet viele Beispiele, wie Umweltaspekte erfolgreich umgesetzt und die Menschen mitgenommen werden können. Die strenge Evaluierung zum Wohl der Umwelt und damit des Menschen. Eine der Thesen: Problemwissen ohne Handlungswissen geht an den Lösungen vorbei. Das gilt auch für die Argumentation gegenüber Behörden. Die Moral (oder Werte oder Glaubenssätze des Lebens), die sich in Gewohnheiten äußert, wird psychologisch reflektiert und für die Motivation genutzt. Das kann der Umwelt helfen und dem nachhaltigen Umgang mit ihr.



„Die Welt der Dinge ist so unergründlich und vielfältig wie die Welt der Seele“, sagt auch der Psychotherapeut Wolfgang Schmidbauer. Die Wechselwirkungen seien viel komplizierter als eine Gegenüberstellung von dummen und klugen Dingen fassen kann. Der Autor der „Enzyklopädie der dummen Dinge“ plädiert daher für „haltgebende Umwelten“ und lässt sich nicht auf eine Moraldiskussion ein. Lernen durch Erleben, welches die Unsicherheit des Gelingens akzeptiere. Auch diese Grundhaltung des „bedächtigen Vorgehens“ kommt undogmatisch und menschenbezogen auf den Leser zu. Ob man durch Verzicht schlauer wird? Klar ist für ihn, dass dumme Dinge unser Leben manipulieren können, und dass wir das ganz freiwillig zulassen. Viele Beispiele für den Grenznutzen einer Innovation huldigen dem Faktum, dass sich „militärische Grundsätze auf die Konsumgüterindustrie“ auswirken. Schmidbauer schreibt als Empiriker der Sozialpsychologie und nicht als Kulturpessimist! Seit vierzig Jahren beschäftigt er sich in seiner Psychologie des Konsumverzichts mit dem Homo consumens. Heute resümiert er, dass die meisten „Dinge, mit denen wir uns umgeben, unsere Möglichkeiten schwächen, einsichtig zu handeln, gesund zu bleiben und unsere

Intelligenz zu trainieren.“ Der erwachsene Konsument werde unfähiger und denke, Waren ersetzen Kreativität. Der Leser erinnert die Aufklärung als den Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. (Kant 1783). Die Ursachen dieses Unvermögens sieht der Autor jedenfalls in der Bequemlichkeit und Feigheit (Kant spricht von „sapere aude“). Für seine Enzyklopädie hat der Psychotherapeut 41 Beispiele ausgewählt. Sein Fazit: Die Konsumgesellschaft betreibt Raubbau, verbraucht mehr Rohstoffe, als nachwachsen und zahlt die Zinsen für ihre Kredite durch neue Schulden. Intelligent sei das nicht, und mit nachhaltigem Handeln habe es auch nichts zu tun, rufen ihm die Autoren des Handbuchs „Psychologie im Umweltschutz“ zu.

Fragen und Antworten nach dem besten Leben und Überleben überschneiden sich in beiden Büchern. Und beide bringen Annäherungen für Lösungen. Problemwissen alleine funktioniert nicht. Vermittlungswissen ermöglicht Konsumverzicht. Die Erfahrungsebenen sind unterschiedlich belegt. Schmidbauer hat den Konsumenten im psychologisch-philosophischen Sinne häufiger als Objekt im Fokus (durch Intelligenz der Ware entmündigt). Die Autoren vom Verein „Psychologie im Umweltschutz“ betonen ihn mehr als Subjekt, indem sie seine Bausteine einer Motivationsbildung analysieren und sowohl die kognitiven als auch emotionalen Widerständigkeiten auflösen wollen. Das Angstthema beschäftigt beide. Die Angst vor Kontrollverlust impliziert bei den jungen Autoren in fast kampagnenfähig beschriebener Form den Weg in einen positiven Umweltschutz. Schmidbauer hingegen verbindet das Angstthema („Das Sicherheitsprinzip trägt zum Dummwerden der Dinge bei.“) mit der Sucht nach (zu viel) Bequemlichkeit, wissend, dass diese Bequemlichkeit, überhöht als „gesellschaftliches sittliches Gut“, das Vertrauen dem ökonomischen Denken einer Warenbotschaft unterworfen hat.

Es lohnt die beiden unterschiedlichen Zugänge zu lesen, auf sich einwirken zu



lassen und den eigenen Gedanken viel Raum zu geben. „Künftige Generationen werden die Zeit, in der wir heute leben, möglicherweise als Schnittstelle eines epochalen Bewusstseinswandels ansehen“, kommentiert Matthias Hütt-

mann in einer Radioreportage im BR-radioWissen über Hanns Jonas – den Philosophen des Umweltbewusstseins. Wer sich hin und wieder unschlüssig ist, dem seien zudem die einzelnen Beispiele aus der Enzyklopädie der Dummen Dingen für

eine humorvolle persönliche Konfrontation empfohlen – weil ja alles tatsächlich zutiefst menschlich ist.

Volker Born, Wiesbaden

Ethik des Strafvollzugs

Michelle Becka: Strafe und Resozialisierung. Hinführung zu einer Ethik des Justizvollzugs (Forum Sozialethik 16), Münster: Aschendorff Verlag 2016, 423 S., ISBN 978-3-402-10642-6.

Mit ihrem Buch, das gleichzeitig ihre Habilitationsschrift darstellt, betritt Michelle Becka nach eigenen Angaben „wissenschaftliches Neuland“, da das Forschungsfeld Justizvollzug bislang nicht systematisch erschlossen wurde. Die Autorin versteht ihr eigenes Werk daher als Hinführung zu einer Ethik des Bereichs Justizvollzug.

Bereits in der Einleitung formuliert Becka ihr Anliegen, Resozialisierung als Vollzugsziel zu verteidigen und in einen reflexiven Zusammenhang mit dem Begriff der sozialen Freiheit zu stellen. Die Autorin wählt dafür einen primär sozial-ethischen Zugang, da sie insbesondere auf grundlegende Strukturfragen und gesellschaftliche Verantwortlichkeiten hinweisen möchte.

Zu Beginn verweist Becka auf notwendige inhaltliche Begrenzungen des eigenen Ansatzes. So steht die Resozialisierung der Inhaftierten zwar inhaltlich im Mittelpunkt, deren Verhalten, Motivation und moralische Prägung bleiben jedoch weitgehend ausgeklammert. Gleiches gilt für die Frage nach der individuellen Schuld der Gefangenen. Auch die Perspektive der Opfer könne im Rahmen der umfänglich begrenzten Arbeit nicht angemessen gewürdigt werden.

Im ersten Hauptteil der Arbeit nimmt die Autorin eine grundlegende Klärung und Verhältnisbestimmung der Begriffe Recht, Moral und Ethik vor. Vertiefend geht sie dann auf die in diesem Kontext



relevanten Begriffe Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde ein. Der erste Hauptteil schließt mit einer Darstellung der gängigen Straftheorien und thematisiert schließlich in pointierter Form aktuelle Entwicklungen im Strafrecht. Hierbei setzt sich Becka insbesondere mit dem Spannungsfeld von Sicherheit und Freiheit auseinander und kritisiert eine zunehmende Tendenz zum Sicherheitsdenken und zum Sicherheitsrecht. Bereits die Potenzialität einer Bedrohung führe demnach verstärkt zur Einschränkung von Freiheit und zur Auflösung des Zusammenhangs von Strafe und Straftat.

Der zweite Hauptteil befasst sich im ersten Kapitel mit der Institution Justizvollzug. Diese wird, dem Ansatz Goffmans weitgehend folgend, als „totale Institution“ interpretiert und in Bezug auf ihre Wechselwirkung mit den „Insassen“ analysiert. Das zweite Kapitel dieses Hauptteils widmet sich dem Vollzugsziel Reso-

zialisierung. Hierbei wird u.a. deutlich, dass die im vorherigen Kapitel dargestellten Charakteristika einer „totalen Institution“ Resozialisierung in vielerlei Beziehung erschweren. Dennoch stellt Becka unmissverständlich fest, dass auch das Strafvollzugsgesetz die Resozialisierung (wenngleich der Begriff nicht wörtlich verwendet wird) als primäres Ziel des Strafvollzugs definiert. Den Schutz der Allgemeinheit vor weiteren Straftaten deutet sie dagegen als sekundäre Aufgabe des Gesetzes.

Becka betont wiederholt die ethischen Implikationen des Resozialisierungsgedankens. Um Gefangene dazu zu befähigen, ein Leben in sozialer Verantwortung führen zu können, bedürfe es struktureller Voraussetzungen und personeller Umsetzungsformen, die dem Grundgedanken der Autonomie des Menschen, auch des inhaftierten Menschen, ernsthaft und praktisch Rechnung tragen.

Der dritte, etwas kürzere Hauptteil widmet sich Ethikkomitees in Justizvollzugsanstalten. Diese werden als bislang neuartiger „Baustein“ einer Ethik im Justizvollzug vorgestellt. Möglichkeiten und Grenzen der Arbeit von Ethikkomitees werden generell und – soweit möglich – auch auf Grundlage erster Erfahrungswerte dargelegt. Die ethische Reflexion von Einzelsituationen im Rahmen der Ethikkomitees bezeichnet Becka als potenziell positiven Beitrag zur Realisierung des Vollzugsziels Resozialisierung.

Im vierten Hauptteil skizziert die Autorin grundlegende ethische Überlegungen zur Ethik im Justizvollzug und stellt damit einige der vorherigen Reflexionen in einen größeren theoretischen



Zusammenhang. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Frage, wie es gelingen kann, das „Subjektsein“ der Gefangenen auch unter den Bedingungen des Vollzugs zu gewährleisten, um so dem Resozialisierungsgedanken Rechnung zu tragen. Dazu greift sie u. a. die Subjektanalysen von Foucault und Butler auf und verweist auf Objektivierungsgefahren, denen Gefangene im Justizvollzug ausgesetzt sind.

Der große Verdienst dieser Arbeit besteht sicherlich darin, ein weitgehend neues Bezugsfeld für die Ethik erschlossen zu haben. Dies erscheint umso wichtiger, als sich aus der Praxis des Justiz-

vollzugs viele drängende ethische Fragen ergeben, die einer vertieften Reflexion bedürfen. Michelle Becka ist es einerseits gelungen, dafür pragmatische Lösungsvorschläge zu unterbreiten (Ethikkomitees) sowie andererseits auch an inhaltlich verwandten Theoriediskursen wissenschaftlich anzuknüpfen.

Kritisch anzumerken ist, dass die eingangs beschriebenen (und aus formalen Gründen durchaus verständlichen) inhaltlichen Begrenzungen in zwei Bereichen zu nicht immer plausiblen Eindrücken führen. So erzeugt die Vernachlässigung der Rolle der Inhaftierten und die

Konzentration auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen streckenweise den Eindruck, dass die individuelle Verantwortlichkeit der Inhaftierten für das Gelingen ihrer eigenen Resozialisierung nur von nachgeordneter Relevanz sei.

Auch die Reflexionen über das vermeintlich überzogene Sicherheitsdenken wären möglicherweise ausgewogener ausgefallen, wenn den Opfern, auch den potenziellen Opfern von Verbrechen und ihren legitimen Bedürfnissen, mehr Beachtung geschenkt worden wäre.

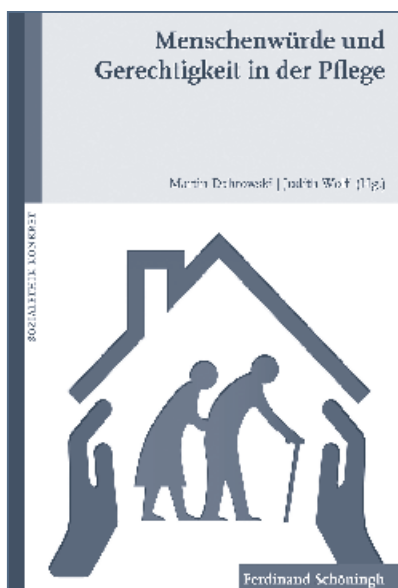
Christoph Giersch, Gelsenkirchen



Zukunftsfrage Pflegeethik

Martin Dabrowski, Wolf, Judith (Hg.): Menschenwürde und Gerechtigkeit in der Pflege, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016, 306 S., ISBN/EAN: 9783506784889.

Bereits seit einigen Jahren ist absehbar, wie stark sich in Zukunft die Pflegesituation in Deutschland verändern wird. Einer immer größeren Zahl an pflegebedürftigen Menschen stehen Pflegeeinrichtungen gegenüber, die – wie das Gesundheitssystem als Ganzes – schon jetzt an ihre Belastungsgrenzen kommen. Dabei stellt sich nicht nur die Frage nach einer quantitativen Unterbringung von pflegebedürftigen, sondern in steigendem Maß auch die Frage der qualitativen Standards innerhalb der Pflege. Wichtige Verbesserungen sind bereits erzielt worden. Das Bewusstsein der Freiheit und der Selbstbestimmung des Patienten oder der zu pflegenden Person ist stark angewachsen. Zudem rückt in vielen Bundesländern die Vermeidung freiheitsentziehender Maßnahmen sowohl politisch als auch pflegepraktisch mehr und mehr in den Blick und übersetzt die zunächst abstrakten Forderungen nach Menschenwürde und Gerechtigkeit in den Alltag der Pflege. Der vorliegende Sammelband greift diese abstrakten Begriffe auf und setzt sich zum Ziel, konkrete Handlungsräume in der Pflege auszuloten. Grundlage war



grunde, dass „in Deutschland [...] ‚Vulnerabilitätsrisiken (Risiken verletzlich zu sein)‘ im Pflegebereich [vor-]liegen, die politisch, gesellschaftlich und individuell toleriert und durch bestimmte Handlungsmuster faktisch gesteigert werden sowie zu Lasten des Wohlergehens der Pflegenden als auch der Pflegebedürftigen gehen.“ (11) Demgegenüber müsse, so Krause, „die Option für ein, soweit wie möglich, selbstbestimmtes Leben“ eröffnet werden (ebd.). Krause arbeitet konzise und auf empirischen Daten fußend die Pflegesituation in Deutschland heraus. Dies erscheint umso wichtiger, als nur durch ein klar umrissenes Bild der Pflegepraxis sinnvoll ethische Standards entwickelt werden können. Daher ist dieser Beitrag besonders geeignet, um in die Thematik des Buches einzuführen.

Interessant ist dabei der Vulnerabilitätsbegriff, den Krause in seinen verschiedenen Verständnisebenen deutet – u. a. unterscheidet er zwischen inhärenter, situationaler und pathogenetischer V. (21) – und der sowohl auf die Pflegebedürftigen wie auch die Pflegenden angelegt wird. So betont er: „Die Anwendung des Begriffs der Vulnerabilität auf den Pflegebereich in Deutschland hat offenen können, dass dieser Bereich von möglichen Risiken für das Erleiden von Vulnerabilität durchzogen ist.“ (27). Mit-

die Tagung „Sozialethik konkret“, die sich 2015 mit den sozialetischen Perspektiven des Pflegeprozesses, dem Verhältnis von ökonomischen Voraussetzungen und ethischen Kriterien sowie dem Blick auf die technischen Veränderungen der Pflege beschäftigt hat. Die Beiträge spiegeln dabei die Tagungsstruktur wider, indem insgesamt vier Hauptbeiträge von jeweils zwei Koreferaten begleitet werden.

Zu Beginn thematisiert Felix Krause in einer sozialetischen Analyse die Vulnerabilitätsrisiken in der Pflege (9–44). Seinem Beitrag liegt die These zu-

hilfe des Anerkennungsbegriffes von Axel Honneth gelingt es Krause, nicht nur in der deskriptiven Kritik zu verbleiben, sondern den verschiedenen Verletzlichkeiten innerhalb des Pflegesystems zu begegnen. (28 ff.) Dabei werden die Ebenen der Liebe, des Rechts und der Gesellschaft in Stellung gebracht (30), um an ihnen konkrete Benachteiligungen und Missachtungserfahrungen zu skizzieren. Um die Menschenwürde und die Gerechtigkeit gegenüber den Pflegebedürftigen zu sichern, muss der Fokus auf die Pflegenden gelenkt werden: „Wird die Situation der Pflegenden nicht nachhaltig verbessert, ist es kaum denkbar, wie die Gesamtsituation im Pflegebereich positiv gestaltet werden kann.“ (39) Die begleitenden Beiträge von Dörte Heger und Helen Kohl ordnen die Grundthesen Krauses hilfreich ein, wobei vor allem Kohls Plädoyer für eine Demokratisierung der Sorge (in Anlehnung an die Konzepte von Nancy Fraser und Joan Tronto) durchaus mehr Raum verdient hätte.

Im Beitrag von Dirk Sauerland wird die Herausforderung der Ökonomisierung des Pflegesystems aus Sicht eines Wirtschaftswissenschaftlers angesprochen (63–95). Dabei liefert Sauerland eine notwendige Annäherung an den Begriff der Ökonomisierung und differenziert dabei kritisch: „Die Ökonomisierungsdebatte im Gesundheitssystem im allgemeinen und im Pflegesystem im speziellen geht davon aus, dass nicht mehr die gute Qualität der pflegerischen Versorgung als Zielgröße das Handeln der Akteure im Pflegesystem bestimmt, sondern die Kosten der pflegerischen Versorgung oder gar der Gewinn, der mit dieser Versorgung erzielt werden kann. Pflegerische Motive des Handelns werden, so die Logik dieses Arguments, von den ökonomischen Motiven in den Hintergrund gedrängt. [...] Aber anders als in traditionellen Modellen der Mikroökonomik geht es in der modernen Ökonomik nicht darum, Wahlentscheidungen unter Knappheiten zu analysieren, sondern vielmehr nach Mechanismen zu suchen, mit denen sich Kooperationsvorteile zwischen den beteiligten Akteuren realisieren lassen.“ (67) Sauerland stellt in aller Kürze die demographische Entwicklung dar und bezieht diese auf die zukünftige Pflegesituation auf der Nachfrage- und Angebotsseite (70 ff.). In seinem Zwischenfazit macht er deutlich, dass daraus besonders für den Sektor der informellen Pflege große Herausforderungen entstehen (77). Auch die These, dass die Ökonomisierung bereits durch die Regelungen des SGB XI intendiert sind, ist herauszustellen: Für Sauerland ist „die Idee des Wettbewerbs als Qualitätswettbewerb zum Wohle der Pflegebedürftigen im SGB XI grundsätzlich angelegt. Darüber hinaus soll die Chance auf Gewinn bei gleichzeitiger Haftung für Verluste den Akteuren auf der Organisationsebene Anreize vermitteln, kostenbewusst mit den [...] Ressourcen umzugehen.“ (81) Sauerlands Beitrag hilft zu verstehen, was Ökonomisierung im Pflegesektor bedeuten kann und welche Folgen bestimmte Anreizstrukturen – etwa pauschale Entlohnungsformen (87 f.) – haben können. Auch wenn das Fazit durchaus nicht überraschend ausfällt – „Werden die Pflegesätze adäquat an die Entwicklungen der Kosten angepasst, bedeutet eine gleich bleibende Qualität der pflegerischen Versorgung allerdings steigende Ausgaben“ (92) –, sind die in dem Beitrag aufgeworfenen Verbindungen zwischen Pflege und Ökonomik durchaus erkenntnisreich.

Während Martin Peis in seinem Koferat kritisch aus Sicht der Angebotsseite argumentiert (97–106), konzentriert sich Christan Voß auf die Pflegepraxis und ihre Akteure (107–114).

Nachdem Katarina Planer und Albert Brühl auf den Pflegebedürftigkeitsbegriff eingehen (115–139) und dieses Thema durch Markus Giesbers (141–148) und Eric C. Meyer (149–158) aufgegriffen wird, setzt sich Manfred Hülsken-Giesler mit der Technisierung der Pflegepraxis auseinander (159–186). In seinem Beitrag stellt er Risiken – Aushöhlung der Pflege als „Beziehungsarbeit“ (164) – und Chancen der technischen Weiterentwicklung der Pflege dar. Auch der Bereich der Robotik wird hierbei angesprochen: „Es wird

erwartet, dass robotische Systeme eine erhebliche Rolle in Gesundheit und Pflege spielen werden, insofern ihnen das Potential zugesprochen wird, einerseits die Autonomie beeinträchtigter Menschen zu erhöhen und andererseits zu einer psychischen und physischen Entlastung von Pflegenden beizutragen.“ (167) Damit greift der Autor einen entscheidenden Punkt der pflegepraktischen Zukunft auf, weist aber zugleich auf mögliche Grenzen der Technisierung hin (170 ff.). Nicht zuletzt aber erwachsen durch die Technisierung neue ethische Herausforderungen, denen sich Hülsken-Giesler widmet. An dieser Stelle sei lediglich die Gefahr der eingeschränkten Privatsphäre genannt (176 ff.). Neben Andreas Koppenhagen, der in seinem Beitrag neben der Sicht auf das Alter einen Beurteilungsrahmen für eine Technisierung entwirft (187–195), geht Hartmut Remmers in seinem Koferat unter anderem auf technikphilosophische Grundannahmen ein, die aufzeigen, „welche elementaren Aufgaben und Bereiche der Pflege technisch nicht substituiert werden können und dürfen.“ (201) Remmers Schlussgedanke ist zuzustimmen, wenn er schreibt: „Die Arbeit mit Menschen besitzt eine eigene Attraktivität, man könnte sogar sagen: Würde. Beziehungsarbeit als berufliche Aufgabe zu wählen, entspringt einem in der Sozialität des Menschen verankerten Grundbedürfnis (nicht entfremdete Arbeit). Jedoch findet die Arbeit mit Menschen zu geringe gesellschaftliche und politische Wertschätzung – ein zu beklagender Zustand, der sich mit einem grundlegenden Wandel unserer Kultur ebenso ändern könnte.“ (202)

Den Herausgebern ist es mit dem vorliegenden Band gelungen, vier intensiv kommentierte Positionen des aktuellen Diskurses über Pflege zu bündeln und damit dem Gesamtdiskurs zur Verfügung zu stellen. Vor allem die dezidiert schon im Titel herausgestellten normativen Ziele der Menschenwürde und der Gerechtigkeit sind so unter verschiedenen Blickwinkeln konkret beleuchtet worden.

Marco Bonacker, Fulda

Die Würde des Tieres ist unantastbar

Kurt Remele: *Die Würde des Tieres ist unantastbar. Eine neue christliche Tierethik*, Kevelaer: Butzon & Bercker 2016, 232 S., ISBN 978-3-7666-2233-4.

Kurt Remele hat ein wichtiges, ein mutiges und auch ein gutes Buch geschrieben. Bevor ich jedoch zu Remeles Buch selber komme, möchte ich folgende Überzeugung zum Ausdruck bringen: Das 20. Jahrhundert war das Jahrhundert der *Menschenwürde* und der *Menschenrechte* (Menschenrechtserklärung der UNO; deutsches Grundgesetz usw.). Das 21. Jahrhundert wird nun das Jahrhundert der nächsten Runde in der moralischen Evolution sein: das Jahrhundert der ebenso unvermeidlichen wie schwierigen Diskussion um *Tierwürde* und der *Tierrechte*. Kurt Remeles Buch ist ein Baustein in dieser Diskussion über unseren Umgang mit den Tieren, der mit der von Remele eingeklagten „Würde des Tieres“ nicht vereinbar ist.

Zunächst kurz zum Inhalt. Das 1. Kapitel widmet sich den diversen Positionen innerhalb der *Ethik*, wobei vor allem der traditionelle „Ausschluss“ der Tiere aus dem moralischen Gesichtskreis erörtert wird, aber auch vereinzelte „Ausweitungen“ dargestellt werden. Das 2. Kapitel wendet sich dann der *Bibel* zu und stellt die Frage, ob sie „Gottes Lizenz zum Töten von Tieren?“ sei. Leitfaden ist hier die These der Autorin Elizabeth Costello, die Menschheit habe Gott womöglich auch deswegen erfunden, um sich eine göttlich „sakralisierte“ Erlaubnis zu verschaffen, dass es in Ordnung sei, Tiere zu essen. Im 3. Kapitel wird dann un-



ter der Leitfrage „Arroganter Anthropozentrismus?“ die praktisch und auch argumentativ wenig rühmliche Geschichte des *Christentums* in dieser Frage nachgezeichnet. Im 4. Kapitel setzt sich Remele kritisch mit einschlägigen Argumentationsversuchen zugunsten des massenhaften Verbrauchs von Nutztieren – wir töten derzeit mehr als 3.000 Nutztiere pro Sekunde (!) – auseinander. Gegen das übliche und in sich inkonsistente „Konzept“ einer „Ausbeutung mit Feingefühl“ setzt er seinen „vegetarisch-vegane Imperativ“, den er vorher so definiert hat: „kein *unnötiges* Töten von Tieren und keine unnötige Zufügung von Schmerz und Leid!“ (S. 80) Das 5. Kapitel schließlich umreißt die Grundzüge einer entsprechenden „zeitgemäßen christlichen

Tierethik“. Remele ist hier kein Hardliner: Es gebe natürlich *tragische* Entscheidungen, in denen das Töten von Tieren unvermeidlich sei, aber das rechtfertige noch lange nicht das *unnötige* industrielle Töten und Schmerzzufügen.

Remeles Buch ist gut und verständlich geschrieben. Man bekommt einen hervorragenden und mit vielen Zitaten angereicherten Überblick über Pro und Contra der Thematik. Zwar hätte ich mir noch eine metaphysische oder kosmologische Vertiefung der Thematik gewünscht, doch wird insgesamt auch so sehr deutlich, dass eine auch unter christlichen Ethikern beliebte vormoderne Rechtfertigungsstrategie im Lichte eines evolutiven Weltbildes argumentartig haltlos geworden ist. Selbst ein aufgeschlossener christlicher Ethiker wie – der von Remele nicht erwähnte – Alfons Auer hat seinerzeit in seiner „Umweltethik“ erklärt, der Mensch sei „die Mitte, um die herum alles gebaut ist“ (Auer 1984, S. 220). Alles Äußere diene dieser „Mitte“, „indem es sich ihm als Basis für seine Existenz anbietet. Letztlich aber dient alles dem Menschen und seiner Existenz und kommt darin zu seinem Daseinssinn“ (ebd., S. 57). Ich würde sagen: Der Daseinssinn etwa eines Schweins liegt einfach im Leben des Schweins selbst; denn wieso genau es erst im Menschen und im Gegessenwerden zu seinem Daseinssinn kommen soll, bleibt unerfindlich. Derartige „Argumente“ zu entlarven, ist nicht das geringste Verdienst des Buchs von Kurt Remele.

Michael Schramm, Stuttgart

Religiöse Identität und theologische Ethik

Marco Bonacker: *Zwischen Genese und Geltung. Religiöse Identität bei John Rawls als Paradigma einer theologischen Ethik*, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016, 309 S., ISBN 978-3-506-78287-8.

Die Frage nach der Berechtigung moralischer Geltungsansprüche mit religiöser, gar dezidiert christlicher Begründung in einer modernen deliberativen und pluralistischen Demokratie wird oft gestellt und nicht selten negativ beschie-

den. Christliche Werte haben es in politischen und gesellschaftlichen Diskursen der Gegenwart zunehmend schwer. In besonderer Schärfe zeigt sich dies auf dem Feld der Bioethik. Die jüngsten Debatten um die Sterbehilfe oder aktuell zur

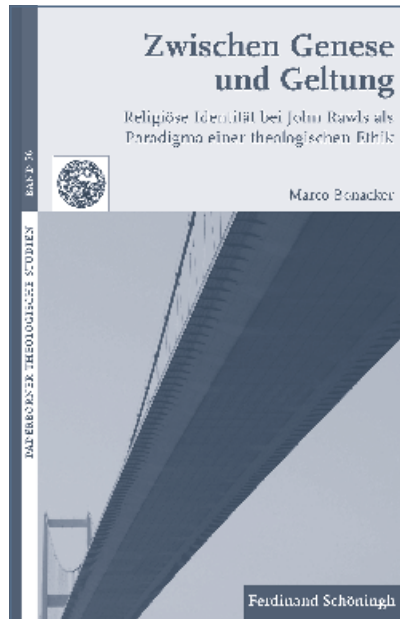


Frage nach der ethischen Vertretbarkeit von Manipulationen des menschlichen Erbguts führen dies konkret vor Augen.

Marco Bonacker geht in seiner Dissertation diese zentrale Frage christlicher Ethik an: „Kann es [...] eine einheitliche Geltung von ethischen Normen geben, obwohl die Genese, die Entstehung und Letztbegründung, derselben Werte durchaus unterschiedlich ist?“ (S. 12). Dass es hier nicht nur um ein Nischenthema akademischer Moraltheologie und Sozialethik, sondern um Grundfragen der gesellschaftlichen Ordnung und des kirchlichen Wirkens in der Gesellschaft geht, ist ersichtlich. Sie zeigt sich auch an Bonackers Wahl des Untersuchungsgegenstandes: Die einflussreiche und für die politische Philosophie des 20. Jahrhunderts geradezu paradigmatische *Theorie der Gerechtigkeit* des amerikanischen Philosophen *John Rawls* (1921–2002). Rawls beanspruchte mit seiner Ausformung eines egalitären Liberalismus universale *Geltung*, unabhängig von Religion und Weltanschauung; vordergründig passgenau für eine pluralistische Demokratie, in der sich unterschiedliche Überzeugungen im Wettstreit und Diskurs miteinander befinden. Bonackers Kernanliegen ist es herauszustellen, inwieweit zumindest die *Genese* der Rawls'schen Gerechtigkeitskonzeption auch religiös geprägt war, und, dass eine religiöse *Genese* – wie an diesem Beispiel deutlich wird – nicht unbedingt einer universalen und damit säkularen *Geltung* widersprechen muss, sondern ihr sogar als unverzichtbares Begründungsfundament dienen kann.

Ein Recht zu begründen, das auch gültig ist, wenn es keinen Gott gäbe, war die Intention von *Hugo Grotius* (1583–1645). Im ersten Hauptkapitel wird er ausführlich als *die* historische Referenz herangezogen; seine Naturrechtskonzeption wird als „Scheitelpunkt einer säkularen Emanzipation“ (S. 39) von theologischen Prämissen in Recht und Ethik profiliert.

So wird der Boden für die im zweiten Hauptkapitel vorgenommene Analyse der Gerechtigkeitstheorie Rawls' bereitet, welche dieser in kritischer Auseinandersetzung mit dem Utilitarismus



und eben auch mit auffälligem Fokus auf die Rolle der Religion in einer pluralistischen Gesellschaft entwickelt hat. Als Stärke des Rawls'schen Systems, deren Mittelpunkt ein fiktiver *Urzustand* ist, in dem unter dem *Schleier des Nichtwissens* faire und damit gerechte Ausgangsbedingungen für alle Mitglieder einer Gesellschaft geschaffen werden sollen, wird zunächst dessen spezifische „Verbindung von säkularer Genese und säkularer Geltung“ (S. 166) angesehen. Grund zur Kritik sieht Bonacker hingegen in Rawls' „rechtfertigungsorientierte[m] Kontraktualismus“ (S. 159) – einer Vertragstheorie, in der das Individuum zum „erzwungenen Vollstrecker“ (S. 169) der zuvor schon von Rawls' festgelegten Gerechtigkeitsprinzipien wird. Rawls scheitert daher – so Bonacker – mit seinem Versuch, einen archimedischen Punkt zur Begründung von Gerechtigkeit zu finden; dadurch werde der bleibende Bedarf säkularer Ethik an Voraussetzungen, die sie selbst nicht schaffen kann, offengelegt.

Im letzten Hauptkapitel werden sodann Inhalt und Rezeption der Schriften des frühen Rawls, besonders seiner *senior thesis*, sowie die biographischen Einflüsse auf sein Denken nachgezeichnet. Der spätere Agnostiker – Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg raubten ihm

seinen Glauben – erscheint hier noch als tiefgläubiger Christ, der den Begriff der *Sünde* sozial denkt und schon hier vom Ideal der gesellschaftlichen Gleichheit, mithin der Idee einer *heiligen Gemeinschaft*, geleitet wird. Der Respekt vor Religion und Glaube ist bei Rawls zeitlebens geblieben, doch statt nach einer heiligen Gemeinschaft fragt er fortan rein säkular nach der *gerechten Gesellschaft*.

Abschließend ordnet Bonacker den Ertrag seiner Analysen sowohl moraltheologisch als auch sozialetisch ein, fragt nach den Chancen und Risiken der *Übersetzung* religiös generierter Ethik in allgemein vermittelbare und allein durch Vernunftargumente begründete Gerechtigkeitsvorstellungen. Mit *Klaus Demmer* betont er hierbei den *denkerischen Überschuss* einer Glaubensethik, welche letztlich auch das genuine Fachprofil von Moraltheologie und Christlicher Sozialethik ausmache (S. 278). Auch wenn er *Hans Joas* beipflichtend die pauschale Rede vom Werteverfall in säkularisierten Gesellschaften kritisiert, betont er dennoch die bleibende Verpflichtung von Theologie und Kirche, einer Verabsolutierung des rein Diesseitigen, wie sie auch Rawls' egalitärem Liberalismus inhärent ist (S. 281), zu widersprechen. Dies gelingt ihm, ohne damit einer neuen Vermischung von weltlicher und geistlicher Sphäre das Wort reden zu wollen.

Marco Bonacker forciert in seiner Auseinandersetzung mit John Rawls die Suche nach einer angemessenen, christlich begründeten Haltung gegenüber der religiösen Emanzipation des öffentlichen Lebens seit der Neuzeit, wie sie brennpunktartig erstmals bei Hugo Grotius sichtbar wurde und in die fortschreitende Säkularisierung der (Post-)Moderne mündete. Es geht ihm um den Aufweis der goldenen Mitte zwischen zwei möglichen kirchlichen Fehlhaltungen: einerseits ein Rückzug der Kirche aus dem Diskurs moderner pluralistischer Demokratien durch Verweigerung der *Übersetzung* ihrer religiös begründeten Überzeugungen, andererseits „die Gefahr eines ‚lost in translation‘“ (S. 280), sodass nicht mehr erkennbar ist, dass eine in säkula-

rer Sprache in den Diskurs eingebrachte ethische Position vom christlichen Glauben hervorgebracht und genährt wurde.

Bemerkenswert ist Bonackers Wahl von Hugo Grotius und John Rawls als hauptsächliche Referenzautoren auch in einer weiteren Hinsicht: Beider Denken wurde stark vom christlichen Glauben geprägt, bei beiden wird dies in der bisherigen Rezeption ihrer Werke jedoch noch zu wenig beachtet oder gar ausgeblendet. „*Etiamsi daremus ... non esse Deum*“ kann für Grotius nicht „ohne die Gefahr der Sünde“ (S. 79) gedacht werden, und Rawls' *Theorie der Gerechtigkeit* ist mitnichten eine bloße „Antithese zur Religion“ (S. 142). Durch die sorgfältige Kontextualisierung des Werkes von John Rawls in dessen biographischen Zusammenhängen und religiöser Entwicklung leistet Bonacker einen Beitrag dazu, dass eine wichtige und in der bisherigen For-

schung noch zu wenig ausgeleuchtete Dimension für das Verständnis seines Gerechtigkeitskonzepts stärker in den Fokus gerückt wird.

Dass Rawls' Gerechtigkeitstheorie insgesamt einen beachtlichen Entwurf darstellt, würdigt Bonacker ebenso, wie er dessen Scheitern einer konsensorientierten Suche nach einem Gerechtigkeitssystem mit universaler *Geltung* argumentativ herausstellt. Kein aktuell geltendes Ethos ist für immer selbstverständlich. Die „Abnutzung höchster moralischer Standards“ (S. 283) wird gerade auf dem eingangs genannten Feld der Bioethik deutlich: Auch Rawls hält beispielsweise, von seinem Ansatz des Liberalismus ausgehend, einen Schwangerschaftsabbruch im ersten Drittel der Schwangerschaft für legitim. Gerade hier wird die bleibende Notwendigkeit einer christlichen *Mitwirkung* (S. 22 ff.) am demokratischen

Diskurs durch den Beitrag ihres religiös generierten Hochethos deutlich. Auf der Grundlage dessen, was mit dem heute so umstrittenen Konzept des Naturrechts gemeint ist, beansprucht es letztlich, die auch von Rawls gesuchte Quelle universaler *Geltung* zu sein. Die Notwendigkeit der *Übersetzung* christlicher Sozialethik als Möglichkeit *und* Bürde (S. 279), vor allem aber als theoretisch-methodisches Fundament einer christlich motivierten Mitgestaltung der Gesellschaft, welche die Gerechtigkeit als Grundlage der Liebe anzielt (S. 280 ff.), wird von Bonacker an mancher Stelle etwas zu redundant, insgesamt aber tiefgehend herausgearbeitet. Dies ist eine wesentliche Stärke dieses Buches, die seinen Ertrag auch für politisch engagierte und am demokratischen Diskurs mitwirkende Nichttheologen interessant macht.

Lars Schäfers, *Königswinter*

Tagungsbericht



Flucht – Zuwanderung – Integration

Multidisziplinäre und normative Vergewisserungen zu Herausforderungen der Migration

Bleiben oder gehen? Aufnehmen, abschieben oder abschotten? Debatten über Gerechtigkeit, Menschenrechte und Nächstenliebe sowie Fragestellungen zu Integration, Religion und Leitkultur prägen tagtäglich die gesellschaftliche, vor allem mediale Landschaft in ihren unterschiedlichen Polarisierungen. Wie kann in diesem schier unüberschaubaren Dickicht an Meinungen, Stellungnahmen und Äußerungen noch strukturiert und wissenschaftlich fundiert argumentiert werden?

Einen angemessenen Überblick über die vielschichtigen Zusammenhänge von Flucht, Zuwanderung und Integration zu bekommen, strukturiert und wissenschaftlich fundiert in diesem Bereich argumentieren zu können sowie mögliche Lösungsansätze in dieser Problematik zu entwickeln – diese Ziele setzte sich die diesjährige Tagung des Forums Sozialethik vom 5. bis 7. Sept. in der Katholischen Akademie Schwerte.

Der erste große Block der Jahrestagung stand demnach ganz im Zei-

chen der Fragestellung „Grenzen setzen oder öffnen?“. Annetrin Kühn (Dortmund) präsentierte dabei sehr aussagekräftige Inhalte ihrer zentralen Forschungsfragen „Wie erleben Personen mit befristetem Aufenthalt ihr Leben in Deutschland?“ und „Wie wirken sich rechtliche Aufenthaltsregulierungen auf bestimmte Lebensbereiche (dieser Personen) aus?“. Auszüge aus zwölf problemzentrierten Interviews mit Personen mit befristetem Aufenthalt lieferten Einblicke in den Alltag dieser Menschen. So beeinflusst



aufenthaltsrechtliche Unsicherheit sowohl die materiell-ökonomischen als auch die sozialen Ressourcen – welche wiederum den Alltag und den Handlungsspielraum strukturieren – sowie ebenso die psychologischen Folgen der Flucht. Zudem haben die meisten dieser Personen keine Ahnung davon, welche rechtlichen Bestimmungen mit ihrem Aufenthaltstitel überhaupt verbunden sind. Auffallend ist ebenso, dass diese Menschen stets davon ausgehen, sich bei jeder Frage dafür rechtfertigen zu müssen, ihr Herkunftsland verlassen zu haben – weshalb sie auch beim Erzählen ihrer Biografien nie mit ihrer Geburt, sondern immer mit ihrer Fluchtgeschichte beginnen. Für die Christliche Sozialethik ergibt sich daraus folgende Fragestellung: Welche rechtlichen Bestimmungen und welche Unterstützung braucht es – sowohl für jene Menschen aus den Herkunftsländern als auch für jene aus den Aufnahmeländern –, damit Personen mit befristetem Aufenthalt ein ihnen adäquates Leben führen können?

Zur Problemstellung „Grenzen setzen oder öffnen?“ referierten zudem noch Verena Risse (München) und Katja Neuhoff (Düsseldorf). Gemeinsam ist ihren Forschungen die zentrale Frage nach der „Gerechtigkeit“. So liefert Verena Risse in ihren Ausführungen über „Recht als Referenzpunkt normativ-ethischer Forderungen im Kontext von Flucht und Migration“ Definitionen von „Recht“ und „Gerechtigkeit“. Sie erläutert anschaulich die Probleme der dringend notwendigen Überarbeitung der „Genfer Flüchtlingskonvention“ – da diese in ihrer derzeitigen Fassung beispielsweise Klimaflüchtlingen kein Recht auf Asyl einräumt – sowie das Problem von „Gerechtigkeit“, wenn Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt geöffnete und zu einem anderen geschlossene Grenzen vorfinden oder es sich manche „leisten“ können zu fliehen und andere nicht. Katja Neuhoff leistete anschließend einen Beitrag zur Klärung der Debatte um Obergrenzen durch eine Differenzie-

rung. Sie stellte demnach vier Differenzierungsfragen vor, nämlich: Wer hat einen berechtigten Anspruch nicht abgewiesen zu werden/auf Hilfe? Wie begründet sich der Anspruch? Worauf besteht ein Anspruch? An wen richtet sich der Anspruch? Vor allem der Hinweis auf die Differenz von natürlicher (rechtlicher), sozialer und „professioneller“ Zuständigkeit sowie völkerrechtlicher Verbindlichkeit, als Antwort auf die letzte Frage, stellt einen unverzichtbaren Beitrag dar.

Die Präsentationen des folgenden Tages umfassten den Themenkomplex „Integration, Identität und Religion“. So gaben in einem ersten Block Axel Bernd Kunze (Weinstadt), Uwe Daher (Vechta) und Michael Wolff (Frankfurt a.M.) äußerst interessante Einblicke in die Themenbereiche „Chancen und Grenzen schulischer Integration“, „Arbeitsmigration“ sowie „Teilhabebeschränkungen von älteren Menschen mit Migrationshintergrund“. In den Diskussionen im Anschluss an die jeweiligen Ausführungen ging es vor allem um die Frage, welcher Voraussetzungen, Unterstützungen und Rahmenbedingungen es für eine gelingende Integration bedarf. Ob dazu der christliche Referenzrahmen aufgegeben werden soll, ein solcher heute überhaupt noch existiert, anstatt eines konfessionellen ein interreligiöser Unterricht angeboten werden soll und die Pädagogen und Pädagoginnen anstatt Theologie Religionswissenschaft studieren sollen, wurde kontrovers diskutiert. Einstimmigkeit herrschte hingegen hinsichtlich der Standpunkte, dass

- die Integration von Migranten und Migrantinnen einen Spezialfall sozialer Inklusion darstellt,
- individuelle Teilhabe und Integration einander bedingen,
- Integration „Zugehörigkeit“ braucht und „Zugehörigkeit“ wiederum Teilhabe beinhaltet.

Die Berücksichtigung dieser Thesen ist sowohl für die Integration von Arbeitsmigranten und Arbeitsmigrantin-

nen entscheidend, als auch für die Inklusion älterer Menschen mit Migrationshintergrund.

Im daran anschließenden Block zum Themenbereich „Identität und Religion“ zeigte Frank G.C. Sauer (Wien) am Beispiel einer anglikanischen Kirchengemeinde von Migranten und Migrantinnen in Wien, welche stabilisierende Funktion akkultorative Verortung haben kann. Große Relevanz haben in diesem Forschungsfeld vor allem die fünf Grundannahmen von Andreas Zicks „Theorie der akkulturativen Verortung“, nämlich: Akkulturation als Prozess der Veränderung, als Prozess interkultureller Beziehungen, als Verhandlung von Dominanz, als Balancierung und als soziales Phänomen.

Lars Schäfers (Bonn) lieferte im Anschluss daran einen spannenden Einblick in den Ansatz von Rémi Brague zur Thematik „Das Fremde und die Identität der EU“. Vor allem die Rede von „schöpferischen Fremdheitserlebnissen“ sowie davon, dass jeder Mensch bei seiner Geburt in ein ihm zunächst fremdes Land sowie in eine ihm fremde Kultur hineingeboren wird, fand positive Resonanz.

Da Religion ein zentrales Element der personalen sowie sozialen Identität darstellt, ist die Förderung des „Interreligiösen Dialogs“ (IRD) im Hinblick auf gelingende Integration unumgänglich – dies legte Elisabeth Zissler (Wien), im letzten Vortrag zu diesem Themenkomplex, eingängig dar. Zudem zeigte sie noch sehr interessante Möglichkeiten zur Förderung des IRD auf, nämlich: aktives Suchen des Dialogs, Erstellen von Webseiten, die Dialogerfahrungen und -initiativen abbilden, Aufbau von Dialogkompetenzzentren sowie Forcierung der interreligiösen Zusammenarbeit in öffentlichen Institutionen.

Der letzte Tag brachte schließlich durch eine Gruppenarbeit zur „Analyse und Bewertung von Maßnahmen zur Reduktion von Flüchtlingen“ noch einmal einen Höhepunkt, da hierbei viele sozialwissenschaftlich fundierte Argu-